



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein neues Münchner Dichterbuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein neues Münchner Dichterbuch.



Es mögen zwanzig Jahre verstrichen sein, seit Emanuel Geibel, das Haupt und der gefeiertste Name jenes Dichterkreises, den König Max II. von Baiern in München vereinigt hatte, ein „Münchner Dichterbuch“ herausgab, einen Musenalmanach besonderster Art, welcher nur Beiträge von Lyrikern und poetischen Erzählern enthielt, die damals ihren Wohnsitz in der Musenstadt an der Isar aufgeschlagen hatten. Es war eine stattliche und bunte Versammlung vielerprechender Talente, welche in Lied und Ballade, Spruch und Bild, poetischer Betrachtung und poetischer Erzählung sich dem deutschen Publicum darstellte und neben dem grundverschiedenen Eindruck ihrer Naturanlage und besonderen Phantasierichtung den gemeinsamen Eindruck künstlerischer Sorgfalt, einer gewissen Formfreude und Formpflege hervorrief. Das Wort vom neuen „Alexandrinertum,“ das damals durch viele Kritiken lief, war, näher betrachtet, freilich nur eine leidlich klingende Phrase, und die Münchner Dichter durften mit Recht auf frische, lebendige Naturen in ihrer Mitte, auf scharf geprägte Individualitäten mit offenen Augen für Welt und Menschenthum hinweisen und die Frage so stellen, ob denn alle warme Empfindung und alle lebendige Anschauung unmittelbar verloren sei, wenn sie in kunstreichen Versen sich ausspreche und darstelle? Indes blieb es immerhin wahr, daß zwischen den wirklichen und den berufenen Talenten des damaligen Münchner Dichterbuches sich auch einige Nachempfinder und unter den Gedichten der wahren Poeten sich etliche befanden, bei denen das Wort Goethes vollkommen zutrif: „Die jungen Herren lernen Verse machen wie Düten, wenn sie uns aber nur auch einiges Gewürz in denselben überreichen wollten.“ Der ungünstigen Wirkung scharfer Gegensätze kann unsre neuere Literatur einmal schwer entrinnen. Die rohe Feindseligkeit und stumpfe Gleichgiltigkeit, welcher die poetische Form und der Drang nach sprachlicher Schönheit ausgesetzt sind, wecken den Widerstand poetischer Naturen und verleiten halbpoetische, die bloße sprachliche Anmuth, die ganz äußerliche Versgewandtheit für ein ausreichendes Verdienst zu erachten. Was Mittel bleiben muß, wird unter ungünstigen Umständen eben leicht zum Zweck. Jedoch mit all diesen Wenn und Aber blieb das Münchner Dichterbuch von 1862 der beste „Musenalmanach“ der neuern deutschen Literatur und erweckte große Hoffnungen für die Weiterentwicklung der meisten darin vereinigten Genossen.

Heute nun, genau nach zwei Jahrzehnten, erscheint ein „Neues Münchner Dichterbuch“,*) herausgegeben von Paul Heyse. Schon in der Thatfache, daß

*) Neues Münchener Dichterbuch. Herausgegeben von Paul Heyse. Stuttgart, Gebrüder Kröner, 1882.

eine so lange Zeit verstrichen ist, bevor man in München den Gedanken, gemeinsam vor das Publicum zu treten, wieder aufgenommen, liegt eine Bürgerschaft, daß man hier nicht hastig und speculativ die Gunst des Publicums, soweit sie der Lyrik noch zugewandt ist, auszunutzen gesucht, sondern lange genug gewartet hat, um sich ein zweitesmal mit reifen und gehaltreichen Gaben einzustellen. Und eine weitere Bürgerschaft liegt in dem Namen des diesmaligen Herausgebers. Von Heyse wie von Geibel darf ohne weiteres vorausgesetzt werden, daß nur solche poetische Gaben Aufnahme gefunden haben, welche mindestens über das, was man gereimte Trivialität und unselbständige Wiederholung tausendmal gehörter Weisen nennen kann, erhaben sind.

Vergleicht man das ältere mit dem neuen Münchner Dichterbuche, so überkommt uns zunächst eine wehmüthige Stimmung. Der Dichterkreis, den einst die besondere Gunst der Umstände in München vereinigte, ist in den verfloffenen zwanzig Jahren weit auseinandergetrieben worden, vier seiner damaligen Mitglieder, Emanuel Geibel, Friedrich Bodenstedt, Josef Victor Scheffel und Julius Grosse, treten in dem diesmaligen Dichterbuche nur noch als Gäste ihrer alten Tafelrunde auf, einige, wie den begabten, aber herb verdüsterten und abenteuerlichen Heinrich Leuthold, hat der Tod dahingerafft, andere wie Hans Hopfen, C. Lemcke, Felix Dahn haben sich in ihrer Weiterentwicklung so von ihren Münchner Anfängen geschieden, daß sie schwerlich daran gedacht haben, sich auch bei diesem neuen Münchner Dichterbuch zu betheiligen. Und so erscheint, da sich nur wenige neue Kräfte den 1862 vereinigten hinzugesellt haben, der Kreis, welcher in dem neuen Dichterbuche vor uns tritt, wesentlich enger.

Bedenklicher aber dünkt uns noch eine innere Wandlung. Der Herausgeber hat zwar in seinen Sprüchen neben verschiedenem andern Zeitunheil auch dem Pessimismus einen Fehdebrief geschrieben, aber er hat doch nicht hindern können, daß ein gut Theil pessimistischer Stimmung in die Blätter des neuen Buches hineingerathen ist. In allen erdenklichen Formen und Wendungen erscheint die Zeitkrankheit, der Unmuth über das Leben und der Ekel am Leben, auch in den poetischen Beiträgen dieses Musenalmanachs. Freilich, dicht neben andern bessern Stimmungen, neben dem vollen Ausdruck des Glückes und des Lebensgenusses, neben der tapfersten Zuversicht und der freudigsten Hingabe an die lichten Erscheinungen der Welt. Es ist hier nicht der Ort, das ganze Verhältniß der modernen Dichtung zum Pessimismus zur Sprache zu bringen, obgleich es über kurz oder lang einmal wird gesehen müssen. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß der pessimistische Ton durch eine Reihe namentlich der lyrischen Gedichte des Buches hindurchklingt und in merkwürdigem Gegensatz zu dem Grundcharakter der größern erzählenden und dramatischen Beiträge steht.

Unter diesen größern Beiträgen ist der eine dramatische die bedeutendste Gabe des ganzen Bandes. „Alkibiades“, Tragödie in drei Acten von Paul Heyse, stellt in einer Handlung von edelster Einfachheit und Geschlossenheit das

letzte Schickfal, den Tod des landflüchtigen Atheners dar. Für den oberflächlichen Leser mag es den Anschein gewinnen, als greife der Dichter mit dieser Composition, welche nur das letzte Schickfal des durch tausend Schickfale gegangnen darstellt, zur Form der französischen Tragödie zurück, die aus einem künstlich gedehnten letzten Act besteht. In Wahrheit ist es eine reiche Handlung voll hochdramatischer Spannung, denn in dem engen Rahmen der Vorgänge eines Tages wiederholt sich noch einmal das ganze Lebensgeschick des gottbegnadeten Helden. Ein Schatten der Todesmüdigkeit liegt von vornherein über ihm, und wie er im Zwiespalt einer neuen glänzenden Lebensverheißung und der Treue gegen eine schlechte Liebe aus Tagen der Noth, nach kurzer Versuchung zu dieser Liebe zurückkehrt, können ihm die Götter nichts mehr geben als einen raschen Tod an der Seite der treuen Timandra. Die Tragödie ist reich gefättigt mit einer Fülle innern Lebens, es liegt der eigenste Glanz einer Empfindung und Geistesreise über ihr, die sich in wenigen deutschen Dramen der Gegenwart findet. Denn unsre poetisch-dramatischen Anläufe gehen meist von jüngeren Kräften aus, und den ersten Enttäuschungen folgt entweder der Ekel an dem Treiben der heutigen Bühne oder die tantiemehungrige Routine. Hier ist weder vom einen noch vom andern die Rede.

Die sonstigen Beiträge Heyßes sind ein kleines erzählendes Gedicht „Der Traumgott,“ formell anmuthig und voll sprachlichen Reizes, und ein Buch Sprüche, die meist körnig und treffend sind. Zur Probe nur die folgenden:

Wird den Winden auch zum Raube,
Was ein Staubesohn geschrieben,
Sei es gleich dem Blütenstaube,
Der befruchtet im Zerstreuen.

Trocken findest Du dieses Buch?
Es gleicht einem tiefen Bronnen;
Wär nur Dein Schöpffeil lang genug,
Hättst wohl einen Trunk gewonnen.

Hüte Dich wahllos einzustimmen,
Wenn Lästertungen die Frauen kränken,
Man kann nicht schlimm genug von den schlimmen,
Nicht gut genug von den guten denken.

Im neuen Reich.
Das Haus ist fest gefügt; inmitten
Der Stürme steht es hoch und hehr;
Nur die Musik hat gelitten,
Der Muse Ruf vernimmt man drin nicht mehr.

Den Heyßeschen Beiträgen an Gehalt und Werth zunächst stehen die beiden erzählenden Dichtungen des Buches „Bruder Kaufsch,“ ein Klostermärchen von Wilhelm Herz, und „Frau Kata“ von Ludwig Laistner, beide durch die

lebendige Frische, mit welcher alte Mären hier neu belebt sind, und durch den leichten Fluß der Darstellung und des Verses ausgezeichnet. Namentlich die drei Abenteuer des „Bruder Rausch“ rufen den Eindruck jugendlicher Heiterkeit und farbenfrischer Anschaulichkeit hervor und lassen bedauern, daß wir nicht das ganze vortrefflich angelegte Gedicht kennen lernen. In bemerkenswerthem Gegensatze dazu stehen die „den Manen seines Bruders“ gewidmeten lyrischen Gedichte von Wilhelm Herz. Ferner finden wir „Freie Rhythmen“ von Hermann Lingg, Gedichte des Grafen Adolf Friedrich von Schack, unter denen wir den Terzinen „Allerseelen-Nacht“ den Vorzug geben, oberbairische Gedichte von dem greisen Franz von Kobell, Gedichte von fünf neuen, in dem ersten Münchner Dichterbuch nicht vertretenen Namen: von Max Kalbeck (besonders schön und einfach anmuthig die „Erinnerung“), von Amelie Godin, Frieda Port, Ludwig Schneegans (in Straßburger Mundart, unter ihnen die prächtigen „Der wo siin Beschts zum Beschte gitt,“ „Ich habb emol zwei Raze ghatt,“ „Mir zwische Basel un Landau d'heim,“) Karl Stieler (frische Wanderlieder und einen männlich ernstern poetischen Nachruf an General von der Tann) und wie schon oben gesagt die vier Gäste aus dem Kreise von ehemdem. Emanuel Geibel ergeht sich in antiken Maßen in Jugenderinnerungen, von Fr. Bodenstein finden wir nur ein Gedicht „In californischer Wildniß,“ Julius Grosse giebt „Jugendlieder,“ „Herbstblätter“ und „Tagebuchblätter“ in jener verallgemeinernd poetischen Weise, bei der schwer unterscheidbar ist, was man für eigenste Poesie und was für Reminiscenz erachten soll, von F. B. Scheffel finden wir „Thüringer Gesichtsbilder“ aus dem für eine weimarische fürstliche Vermählung gedichteten Festspiel „Die Linde am Ettersberg.“

Alles in allem legen auch die schwächern Dichtungen dieses Bandes Zeugniß davon ab, daß die Pflege eines künstlerischen Sinnes weder so gleichgiltig noch für „unsre Zeit“ so resultatlos ist, wie es im Gewirr des Tages und einer täglich mehr verwildernden Tagesliteratur zu Zeiten scheinen will. Das „Neue Münchner Dichterbuch“ wird wie das erste voraussichtlich einen gewissen Werth behaupten und sei einstweilen der Theilnahme der Empfänglichen empfohlen.



Die neuen Erwerbungen der Dresdener Galerie.



er Berliner Rubensstreit hat in seinem Verlaufe recht unerquickliche Erscheinungen zu Tage gefördert. Er verlor sehr bald den sachlichen Charakter und wurde auf ein persönliches Gebiet übertragen, auf dem sich nicht mehr Vertheidiger und Zweifler gegenüberstanden, sondern Künstler und Kunstgelehrte. Die Persönlichkeit, welche dem Streite diese Wendung gab, war der Director der Kasseler